

Predigt am 9.1.2000
Landespastorin Annegrethe Stoltenberg
Einführungsgottesdienst
St. Katharinen

Paulus schreibt an die Gemeinde in Korinth. 1. Kor 1,26-31:

Schaut doch nur auf eure Berufung, Brüder! Da sind nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme. Sondern das Törichte in der Welt hat Gott auserwählt, um die Weisen zu beschämen; was die Welt für schwach hält, hat Gott auserwählt, um das Starke zu beschämen, und was in der Welt ohne Adel dasteht und nichts gilt, was nichts ist, das hat Gott auserwählt, um das, was etwas ist, zunichte zu machen, damit kein Fleisch sich rühme vor Gott. Von ihm aus seid ihr in Christus Jesus, der uns von Gott zur Weisheit gemacht ist, zur Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. So sollte das Schriftwort Geltung behalten: „Wer sich rühmen will, soll sich im Herrn rühmen.“

Liebe Gemeinde,

Was wir heute aus Paulus Worten hören, ist die Botschaft: Gott erwählt das Geringe, Verachtete, Schwache, Törichte. Eine tolle Aussage für die neue Landespastorin: Klar, das ist Diakonie pur: auf der Seite der „Kleinen“ stehen.

Schon hören wir den moralischen Appell, uns sogleich den Armen, allen „die unten sind“, zuzuwenden. Aber – Moment mal: der Text hat bei Paulus einen anderen Hintergrund.

Es geht ihm darum, daß zur neuen Christengemeinde in Korinth eben nicht vor allem die Angesehenen und Reichen, Mächtigen, die irdischen Weisen gehören, sondern eben die Schwachen und Geringen. Das ist für uns heute ja ein durchaus vertrauter Unterschied: Auf der einen Seite: Reichtum, Macht, Erfolg, Stärke – auf der anderen Seite: Armut, Machtlosigkeit, Mißerfolg, Schwäche. Und Paulus kehrt nun den Spieß um: das spricht, so argumentiert er, nicht gegen den christlichen Glauben, sondern für ihn: Weil nicht der Ruhm der Welt und die irdische Weisheit zählen, sondern die Weisheit, die von Gott kommt. Was Stark und Schwach heißt, mag auf den ersten Blick eindeutig sein – mit dem zweiten Blick – so sagt Paulus – wird die Einteilung, die gerade gilt, fragwürdig.

Am Schluß der Briefabschnitte kommt es geballt:

„Jesus Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung.“

Also:

Gerechtigkeit	statt	Macht
Heiligung	statt	Reichtum
Erlösung	statt	Erfolg
Weisheit von Gott	statt	irdischer Weisheit

In dieser radikalen Umwertung liegt für mich vielmehr der aktuelle und diakonische Bezug als in einem oberflächlich verstandenen moralischen Appell.

Es geht nicht darum, sich aus einer aufgesetzten Moral –wie mit so einer Art Sahneschicht - im Alltag geht's ums Haben, am Sonntag ums Sein den Armen zuzuwenden, sondern aus der inneren Haltung heraus dieses von Grund auf und durch und durch für das wichtige zu halten.

Kein leichter Satz für uns. Normalerweise geht es hier bei uns nach wie vor doch darum, sich in diesem Leben zu bewähren, einen Beruf zu haben und ihn möglichst erfolgreich zu gestalten oder auszuführen: eben insgesamt gut dazustehen. Da kann das ganze Wohltätige doch eher nur am Sonntag in den Vordergrund rücken oder in Form der Weihnachts-
spende seinen Ausdruck finden.

Diese Gegenüberstellung ist falsch und verhängnisvoll.

Wir verteilen damit Böse und Gut, Schwarz und Weiß auf Stark und Schwach in eindeutiger Weise – und so ist das Leben nun mal nicht. Wer Macht und Einfluß hat, wer ein Unternehmen führt, wer in seiner Arbeit auch seine Aufgabe sieht, ist ja gar nicht „verloren“: weder für alles Soziale noch etwa für das Transzendente, weder für die Sorge um den Mitmenschen noch für die Frage nach Gott.

Der z.Zt. Erfolgreiche hat genauso mindestens zwei Möglichkeiten wie der z.Zt. Erfolglose:

- Der Erfolgreiche kann sich rücksichtslos allen Erfolg selbst zuschreiben und vergessen, daß er Teil der Gemeinschaft, der Gesellschaft ist.
- Der Erfolglose kann vergessen, daß er selbst Verantwortung hat, wenn er sich als abonniertes Opfer rücksichtslos an der Gemeinschaft schadlos hält.

Asoziales Verhalten gibt es bei Tätern wie bei Opfern.

Der eine lebt den Eigensinn, der andere nutzt die Gemeinschaft aus. Dagegen setzt die Kirche auf Gemeinwohl und Eigennutz

In ihrer Denkschrift zum wirtschaftlichen Handeln in Verantwortung für die Zukunft betont die evangelische Kirche, dass das Spannungsverhältnis konstruktiv zu gestalten ist: Dass sich Sorge für sich selbst und Fürsorge für andere das gemeinsame Leben verbinden lasse. Was mir wirklich gut tut, tut auch den andern gut.

Sonst ginge der Satz: „Liebe deinen Nächsten wie Dich selbst“ ja nicht auf. Wirkliche Selbstliebe befähigt zur Nächstenliebe. Daß unsere „Selbstliebe“ heute so selten zur Nächstenliebe befähigt, spricht nur dafür, daß diese Selbstliebe offensichtlich falsch verstanden oder fehlorientiert wird und wider den äußeren Anschein und gegen die Suggestion der Werbung unerfüllt bleibt.

Das, was dieser Text den Erfolgreichen sagt, ist nur – aber das mit Nachdruck:

Wenn Ihr glaubt, den Erfolg nur euch selbst zu verdanken, wenn Ihr glaubt, Ihr hättet das alles: Geld und Glück, eben verdient im Unterschied zu den armen Schluckern und Unglücklichen – dann liegt Ihr falsch. „Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn“ – so klingt das bei Paulus und bei Jeremia, den er hier zitiert.

D.h. meine Begabungen, meine Kraft die mich das Leben (an)packen lassen – die sind mir geschenkt. Und sie sind weder grenzenlos noch beliebig verfügbar. Ich verdanke mich.

Noch etwas ist an der Gegenüberstellung falsch, ja schädlich: Wenn ich Gut und Schlecht so gegenüberstelle, der Schwache gut, der Starke schlecht, dann ist der Text für die, die sich auf der Seite der Starken sehen, nur Anspruch – der im selben Moment Widerspruch auslöst. Hier sitzen doch lauter Menschen, die mit Recht sagen können: „Ich mach und tu, ich bin aufrecht, setze mich ein, lasse mich nicht korrumpieren – und soll dennoch „falsch“ sein, nur weil's mir gut geht und weil ich Erfolg hab?“

Wenn ich die Aufspaltung in Gut und Schlecht für Schwache und Starke nicht zulasse, kann der Gedanke an das Schwache auch für den Starken geradezu befreiend sein. Dann macht es mich ja selbst frei vom einseitigen Streben nach Anerkennung und Erfolg in diesem Leben, von der einseitigen Orientierung am Starken – und zwar nicht, weil das per se schlecht ist stark zu sein, sondern weil es eben nicht die ganze Wahrheit ist. Auch meine eigene nicht! Dann kann ich innerlich Platz machen, Raum und auch ganz real Zeit schaffen für das „klein und gering, schwach und unbedeutend sein“.

Wie entlastend, wenn einer mit dem Scheitern umgehen kann: mit dem eigenen und dem der anderen!

Der ist wie ein Mensch, der uns nicht nur in seine gute Stube, ins Wohnzimmer, in den Salon führt, sondern auch in seine Küche.

Er erlaubt uns damit etwas ganz wesentliches:
ihn in dem zu sehen, wo er sich von uns nicht unterscheidet: jeder Mensch muß essen. Er stellt, sehr viel unmittelbarer als im Salon, von Mensch zu Mensch, Beziehung her.

Die Küche ist, symbolisch gesehen, der zentrale Lebensraum. Und häufig ist es auch real der Raum, in dem sich das Leben abspielt: kochen, essen, Gäste empfangen, Feste feiern, Gespräche führen, Alltagserlebnisse austauschen und zu Erfahrungen werden lassen: das gemeinschaftliche Leben pflegen.

Eine Freundin von mir verbindet noch heute mit „krank sein als Kind“ die positive Erinnerung, daß sie dann auf der Sofabank in der Küche liegen durfte und so am Leben noch teilnehmen konnte, ohne von ihm gefordert zu sein.

In diesem symbolischen Sinn ist für mich die Diakonie die Küche der Kirche. Ich weiß – das Herzstück, das Zentrale und das Eigentliche ist der Gottesdienst am Sonntag. Aber wie wohltuend und entlastend ist die Vorstellung, daß ich auch in der Küche meinen Platz finde. Nicht im Sonntagsstaat, sondern in meinen Alltags- / Samstagsvormittagsklamotten. Die Bilder sind vielleicht ein bißchen von gestern: die Küche ist heute in den großen Wohnraum mit einbezogen, der Sonntag soll vom Werktag nicht mehr zu unterscheiden sein, den Sonntagsanzug gibt's immer weniger aber als Symbole sind sie noch gültig, haben sie noch ihren Bedeutungshof, denke ich.

Vielleicht löst dieses Bild ein Mißverständnis aus: Diakonie als Küche – d.h. hier geht es um das Einfache, Praktische, „Irdische“. So ist es nicht! Weder in der Küche noch in der Diakonie! Küche ist symbolisch alles andere als „platt“ und „einfach“ – sie ist mit dem Herd der Ort der Wandlung. Ein Ort des Zaubers und Beginn der Kultur, *die dann im Salon ihre Umsetzung findet.*

Diakonie als Küche der Kirche – daran ist mir noch ein Aspekt besonders wichtig:

Wer bei mir in der Küche sitzt, dem will ich nichts verkaufen. Der Besucher wird nicht taxiert, als ob er eine Boutique oder ein Hotel betritt, es gibt keine Handelsbeziehung zwischen uns.

Der Besucher in der Küche fühlt: Hier bin ich Mensch, hier kann ich sein. Das ist eine Beziehungsebene, die es in unserer Gesellschaft schwer hat. Im privaten Bereich: vielleicht. Aber im sozialen Bereich: scheinbar das Denken von gestern.

Heute heißt es: Der Klient/ Patient als Kunde.
Klingt erstmal gut. Klingt noch Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Dienstleistung.

Alles schätze ich sehr und bemerke schmerzhaft bis verärgert, wo es fehlt. Klingt gut – aber erweist sich oft als Interesse am „Wert“, an der Verwertbarkeit eines Kunden – nicht als Interesse an seiner Person.

Die Grundlage und die Erfahrung der Diakonie ist aber eine andere: Statt vom Wert zu reden, sagen wir: Der Mensch hat eine unauslöschliche Würde und statt nur von Kundenorientierung zu reden, wissen wir: Arbeit mit Menschen ist Beziehungsarbeit.

Bei der selbstverständlich gewordenen Rede von den Werten, die uns fehlen, stoßen wir an Grenzen:

Häufig wird dabei nur an die konservativen Sekundärtugenden Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit gedacht. Nichts dagegen, aber die sind, wie wir wissen, auch mißbrauchbar. Es geht um die Primärtugenden.

„Wert“ ist aber vor allem ein Wort, das aus der Ökonomie, aus der Welt der Wirtschaft inzwischen andere Konnotationen hat. Es geht dann eher um den Marktwert.

Es ist, glaube ich, gut, wenn wir von der Würde sprechen als dem Gegenbegriff gegen die Vorherrschaft der Verwertbarkeit, der Funktionalität des Funktionierens von Menschen. Würde faßt die Gottesebenbildlichkeit des Menschen besser als „Wert“.

An dieser Differenz wird für mich auch die Grenze der Privatisierung im Sozialbereich deutlich.

Die Diakonie ist ein Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege. Freie Wohlfahrtspflege – das klingt wie ein Begriff aus dem letzten Jahrtausend und weil das noch nicht so viel heißt, sage ich: aus dem vorletzten Jahrhundert. Aber es lohnt sich, sich zu erinnern, was dieser Begriff bedeutet. Freie Wohlfahrt – das ist eben etwas anderes als die Ökonomisierung der sozialen Dienstleistungen. Da heißt es dann z.B. professionelle Humandienstleistung statt Fürsorge. Und ich meine, der Staat, die Gesellschaft und der einzelne Mensch brauchen nicht nur

Ökonomie, Profitorientierung, Effektivität und „Humandienstleistung“, sondern eben auch Wohlfahrt und Fürsorge.

Zum Glück sage ich, zum Glück hat die Bundesregierung im letzten Jahr gegenüber der Monopolkommission betont, dass soziale Dienstleistung nicht nur als ökonomisches Gut definiert werden kann. Sie betont, dass die freie Wohlfahrtspflege gemeinwohlorientiert arbeitet – ohne ökonomisches Handeln auszuschließen. Die erzielten Überschüsse werden also wiederum gemeinwohlorientiert verwendet.

Im Begriff der Würde des Menschen also liegt der Ausgangspunkt des diakonischen Handelns. Im Begriff der Würde lösen sich auch die Widersprüche von Stark und Schwach auf – verlieren sie ihre Bedeutung. Diese Würde ist jedem Menschen, jedem von uns von Gott gegeben und ist zugleich Gabe und Aufgabe. Amen.